

# Schweizer "Souvenir" : ein Weihnachtsgeschenk für Wolfgang Maximilian von Goethe

Autor(en): **Püschel, Gudrun**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historisches Neujahrsblatt / Historischer Verein Uri**

Band (Jahr): **109 (2019)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-842152>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Schweizer «Souvenir» – ein Weihnachtsgeschenk für Wolfgang Maximilian von Goethe

*von Gudrun Püschel*

Die Klassik Stiftung Weimar bewahrt gut 238700 Objekte und betreut zahlreiche Liegenschaften in Weimar und dessen Umland, die einen Zeitrahmen von der Frühen Neuzeit bis ins 21. Jahrhundert umspannen. Dabei reicht die Bandbreite von jahrhundertealter Residenzkultur über Dichterhäuser und klassizistische Gebäude bis hin zur Moderne, dem Beginn des Bauhauses und darüber hinaus – die Vielfalt an Objekten und Architektur ist ausserordentlich. Einen bedeutenden Schwerpunkt dieser Sammlungen bildet der Nachlass von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) und seiner Familie, darunter die kulturhistorisch interessante Kunstsammlung mit etwa 26000 Objekten wie Gemälden, Grafiken, eigenen Zeichnungen, Plastiken, Gemmen, Münzen, Medaillen und mehr. Nicht weniger umfangreich ist Goethes naturwissenschaftliche Sammlung mit mehr als 23000 Gegenständen, davon allein 18000 Stufen aus seiner geowissenschaftlichen Sammlung.<sup>1</sup> Diese beachtliche Zahl an unterschiedlichstem Sammlungsgut fand in seinem Wohnhaus am Frauenplan in Weimar Platz, meist wohlgeordnet in eigens dafür gefertigten Sammlungsmöbeln, Mappen, Kästen und Schubern.

Neben diesen zielgerichtet akquirierten Anschauungs- und Forschungsgegenständen gibt es – wie in jedem Haushalt – auch andere Dinge, die sich im geräumigen Goethe'schen Wohnhaus eher «angesammelt» haben, einige davon mit Bedacht aufbewahrt, andere einfach verstaut und über die Jahre vielleicht vergessen. Es finden sich Objekte aus dem persönlichen Umfeld wie Freundschafts- und Liebesgaben, intime Souvenirs, auch Wertvolles aus dem Kunstgewerbe und aufwendige Handarbeiten oder einfache Andenken und Gebrauchsgegenstände. Unter diesen sogenannten Varia ist ein eher unscheinbarer Gegenstand überliefert, der jedoch in vielerlei Hinsicht als

<sup>1</sup> Für einen ersten Zugang zu Goethes unterschiedlichen Sammlungen vgl. HOLLER, WOLFGANG; PÜSCHEL, GUDRUN; WERCHE, BETTINA (HG): *Lebensfluten – Tatensturm*. Ausstellungskatalog der Klassik Stiftung Weimar. Weimar 2012.

«sprechendes Objekt» gelten kann und weitverzweigte Geschichten zu erzählen hat: Es handelt sich um ein Schreibzeug, das Goethe seinem damals elfjährigen Enkel Wolfgang Maximilian von Goethe (1820–1883) zum Weihnachtsfest im Jahr 1831 schenkte.

Das Schreibzeug aus lackiertem Eisenblech ist wie ein kleines Diorama geformt. Auf einer flachen, 15 cm breiten und 7 cm tiefen Plinthe stehen in einer Reihe ein Tintenglas, eine Blechdose, um die Schreibfeder abstellen zu können, und ein Glas für Löschsand; den Rahmen bilden zwei schmale, 18 cm hohe Seitenwände, deren Einkerbungen zur Ablage weiterer Federn dienen, solange das Set nicht in Benutzung ist.<sup>2</sup> Verziert ist das gelbe Blech mit einer schwarzen Bemalung von Hand sowie mit Kupferumdruck, einer Art Schablonteknik: Um die Plinthe windet sich ein Blüten- und Knospenband, die Seiten sind mit Thyrsosstab und Weinlaub sowie Schild, Schwert, Lanze und Lorbeerkranz geschmückt. Die Rückwand zeigt eine von Bäumen umrahmte Kapelle an einem See, auf dem zwei Segelboote vor dem Hintergrund eines Bergmassivs fahren. In lateinischer Schreibrift ist die Szenerie mit «Tellen-Platte» untertitelt, womit der Ort bezeichnet ist, an den Wilhelm Tell sich der Legende nach mit einem Sprung ans Ufer des Vierwaldstättersees rettete.



Abb. 1: Schreibzeug mit Darstellung der «Tellen-Platte», aus dem Besitz von Wolfgang Maximilian von Goethe (© Klassik Stiftung Weimar, Museen, Inv.-Nr. GKg/01179, Foto: Alexander Burzik).

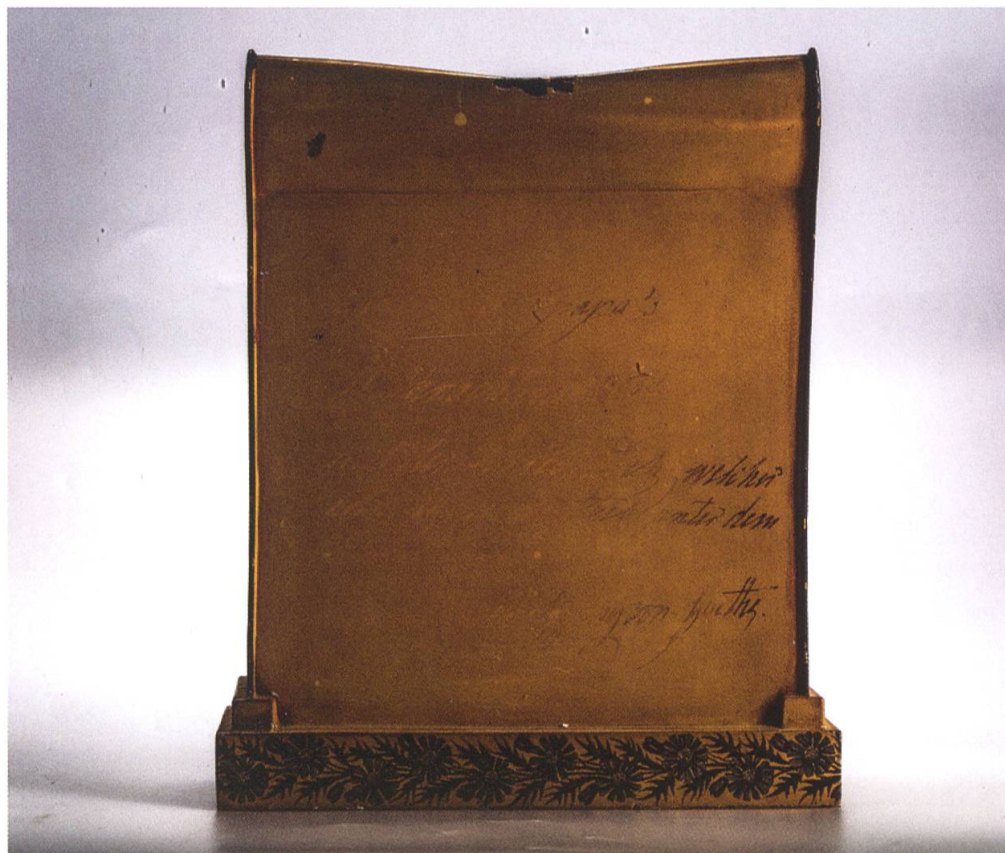
<sup>2</sup> Klassik Stiftung Weimar, Museen, Inv.-Nr. GKg/01179. Vgl. SCHRÖDER, SUSANNE: Katalog der Schreibzeuge, Schreibgeräte und Schreibutensilien. Kat.-Art. 78. In: SCHRÖDER, SUSANNE. (HG.): Werkzeuge des Pegasus. Historische Schreibzeuge im Goethe-Nationalmuseum. Ausstellungskatalog der Stiftung Weimarer Klassik. Weimar 2002, S. 82f.



Wer das Schreibzeug wendet und die Rückseite genauer betrachtet, kann bei entsprechender Beleuchtung eine ungewöhnliche Entdeckung machen: Über zwei Drittel der Fläche laufen die Spuren einer Notiz, deren Schreibmaterial im Lauf der Zeit fast völlig verblasst ist, sodass heute überwiegend nur mehr der helle Negativabdruck der Schrift zu lesen ist, wenn das Schreibset ins Streiflicht gehalten wird. Mit etwas Geduld ist die Aufschrift zu entziffern: «Geschenk des Apapa's / Weihnachten 1831. / Mit dem Schreibtisch, welcher / noch in seiner Stube unter dem / Fenster steht. / Wolfgang von Goethe.»<sup>3</sup>

Im Folgenden möchte ich einige der zahlreichen Facetten dieses komplexen Objekts in den Blick nehmen, um das dichte Geflecht aus historischen Kulturpraktiken, museologischen Prozessen sowie kunst-, kultur- und literaturwissenschaftlichen Kontexten aufzuzeigen, in das dieser Gegenstand eingebunden ist. Um Wolfgang Maximilians Notat auf dem Schreibzeug besser einordnen zu können, vielleicht sogar seine Motivation und Intention für die Beschriftung zu verstehen, soll zunächst die Überlieferungssituation des Schreibzeugs vorgestellt werden. Daraufhin werden seine eigentümliche Aufschrift und deren Implikationen im Detail betrachtet. Schliesslich rückt das Motiv der «Tellen-Platte» in den Mittelpunkt, das nicht nur die Thea-

Abb. 2: Rückseitige Beschriftung des Schreibzeugs (© Klassik Stiftung Weimar, Museen, Inv.-Nr. GKg/01179, Foto: Alexander Burzik).



<sup>3</sup> Einzelobjektreport der Museumsdatenbank der Klassik Stiftung Weimar, Inv.-Nr. GKg/01179.



terleidenschaft von Grossvater und Enkel illustriert, sondern den Bogen spannt von Goethes Schweizreisen bis hin zu Friedrich Schillers erfolgreicher Bearbeitung des schweizerischen Gründungsmythos. Nicht zuletzt stellt sich die Frage nach der kunsthandwerklichen Produktion ebendieser Darstellung und ihrer möglichen Vorlagen.

## Überlieferung

Wolfgang Maximilian war das mittlere von drei Kindern, die aus der Ehe von Goethes Sohn Julius August Walther (1789–1830) und dessen Ehefrau Ottilie (geb. Freiin von Pogwisch, 1796–1872) hervorgingen.<sup>4</sup> Den Tagebüchern und Briefen Goethes und Wolfgang Maximilians eigenen Schriften kann man entnehmen, dass die beiden eine besonders enge Verbindung zueinander hatten. Von klein auf war Goethe dem Enkel zugeneigt, er fuhr mit ihm in der Residenzstadt spazieren, nahm ihn mit in den Garten und beschäftigte ihn in seinem Arbeitszimmer mit Spielen und später mit Schreibaarbeiten. «Wölfchen zu Liebe» unternahm Goethe sogar «einiges Kindische»,<sup>5</sup> unterhielt sich aber auch «bis in die Nacht»<sup>6</sup> mit seinem Enkel, lehrte ihn Sternbilder und sprach mit ihm über seine Kunstsammlung. Bis zuletzt war Wolfgang Maximilian sein «gewöhnlicher Gesellschafter»<sup>7</sup> beim Frühstück und Dominospielen, beim gemeinsamen Dichten, Lesen und Diskutieren.

Nach Goethes Tod blieb seine Schwiegertochter Ottilie noch bis 1839 in der Mansarde des Goethe-Hauses wohnen, bevor sie nach Wien übersiedelte. In der Folgezeit bewohnten Freunde und Bekannte der Familie das Haus, wobei die Privatzimmer Goethes davon ausgeschlossen und einzelne repräsentative Räume den Sammlungen vorbehalten blieben. Bis in die Vierzigerjahre des 19. Jahrhunderts wurden jedoch ausgewählte Gäste von Goethes ehemaligem Sekretär Theodor Friedrich Kräuter durch das Haus geführt. Die klare Unterscheidung zwischen dem privaten Wohnraum der Nachkommen sowie den eigentlich verschlossenen Sammlungszimmern war nicht immer gegeben und sorgte für Unmut zwischen den Verwaltern und der Familie beziehungsweise den Zwischenmietern. Trotz gut dokumentierter Schlüsselgewalten zu den Zimmern und Sammlungsmöbeln

<sup>4</sup> Seine Geschwister waren Walther Wolfgang (1818–1885) und Alma von Goethe (1827–1844).

<sup>5</sup> Goethes Tagebuch vom 26.7.1827. In: Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrag der Grossherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887–1919, Abt. III, Bd. 11, S. 91. [Weimarer Ausgabe, im Folgenden mit WA, Abteilung, Bandnr. u. Seitenzahl angegeben].

<sup>6</sup> Goethes Tagebuch vom 22.12.1827. In: WA III, 11, S. 152.

<sup>7</sup> Goethe an Ulrike von Pogwisch, 27.7.1827. In: WA IV, 42, S. 279f.

sowie genau geführter Inventare blieb es nicht aus, dass Gegenstände aus dem Nachlass Goethes in den Haushalt der Hinterbliebenen übergingen und *vice versa*.

Die Nachlassregelungen gestalteten sich kompliziert. Goethe hatte die Enkel zwar mit seinem Erbe bedacht, doch standen sie noch unter Vormundschaft und suchten zwischen eigenen Interessen, den Wünschen ihres Grossvaters und den Ansprüchen der Öffentlichkeit einen Weg zu finden.<sup>8</sup> Diskutiert wurde insbesondere, ob die Sammlungen vereinzelt und sodann getrennt vom Wohnhaus verkauft werden sollten oder ob sie als zusammengehöriges Ensemble anzusehen seien, das es als nationales Erbe zu bewahren gelte.<sup>9</sup> Vor allem Wolfgang Maximilian war darauf bedacht, zumindest die Wohnräume Goethes im Besitz der Familie zu halten: Das zeigt unter anderem die Korrespondenz der Brüder während der langwierigen und letztlich fruchtlosen Verhandlungen um den Verkauf des Hauses und der Sammlungen an den Deutschen Bund zu Beginn der 1840er-Jahre. Der ältere Bruder Walther Wolfgang von Goethe nannte den Haushalt leicht spöttisch und enerviert das «Goethe-Gerümpel» und gesteht: «[Ü]brigens kennst Du mich, (Du) weisst dass ich weder an Haus, Sammlung (noch) auch an derlei Andenken sehr hänge.»<sup>10</sup> Hingegen schrieb Bertha von Schmeling über die Geisteshaltung Wolfgang Maximilians an dessen Bruder: «Eine Idee hält ihn jetzt noch etwas aufrecht, und ich soll sie schreiben, er wolle das Hinterhaus, also die Stube vom Apapa und den Garten behalten, was dann durch Vermauern, vom Vorderhause getrennt werden könnte.»<sup>11</sup> Mehrere Briefe Wolfgangs zeugen davon, wie «unschätzbar» ihm «der Besitz der Wohnzimmer des Grossvaters» und einzelner Objekte sowie Möbel aus diesen Privat-

<sup>8</sup> Die Vormundschaft endete mit der Volljährigkeit für Walther Wolfgang von Goethe im Jahr 1839 und für Wolfgang Maximilian von Goethe 1841. Alma von Goethe starb bereits 16-jährig im Jahr 1844.

<sup>9</sup> Vgl. zu diesen jahrelangen Auseinandersetzungen KAHL, PAUL; KALVELAGE, HENDRIK (Hg.): Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Bd. 1: Das Goethehaus im 19. Jahrhundert. Dokumente. Göttingen 2015.

<sup>10</sup> Walther Wolfgang an Wolfgang Maximilian von Goethe, 23.11.1842. In: KAHL/KALVELAGE (Hg.), Goethe-Nationalmuseum, S. 245. Die Ergänzungen in den runden Klammern stammen von den Herausgebern.

<sup>11</sup> Bertha von Schmeling an Walther Wolfgang von Goethe, 1.12.1842. In: KAHL/KALVELAGE (Hg.), Goethe-Nationalmuseum, S. 250. Bertha von Schmeling war eine Verwandte mütterlicherseits und stand in gutem Kontakt mit ihren Neffen. Seinen Wunsch und Vorschlag, das Hinterhaus, also die privaten Räume des Hauses, nicht zu veräußern, brachte Wolfgang kurze Zeit später tatsächlich in die offiziellen Verhandlungen um das Haus ein. Der Einwurf wurde vielstimmig abgelehnt und bremsste die Verhandlungen ein weiteres Mal aus. Vgl. ebd., S. 185f.



räumen war.<sup>12</sup> Erbgrossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach sah sich schliesslich veranlasst, Wolfgangs beharrliches Festhalten an den Wohnräumen taktvoll zu massregeln und schrieb ihm: «Ganz Deutschland tritt jetzt als Wächter der Erinnerungen an Deinen Grossvater auf, Deine Pietät wird von Ersterem also mitgepflegt und ist in guten Händen.»<sup>13</sup>

Doch trotz der herzoglichen Ermahnung, der fordernden öffentlichen Stimmen und der finanziellen Unsicherheiten, die die Erbschaftsangelegenheit mit sich brachte, blieb die Situation bis zum Tod des ältesten Enkels und letzten Nachkommens Goethes, Walther Wolfgang, ungeklärt. Dieser hatte jedoch in seinem Testament schlussendlich das Grossherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach zum Erben der Goethe'schen Liegenschaften in der Stadt Weimar sowie sämtlicher im Wohnhaus aufbewahrten Sammlungen eingesetzt. Noch im Jahr seines Todes 1885 wurde dieses Erbe in die Stiftung Goethe-Nationalmuseum überführt, das Goethe-Haus wurde literarische Gedenkstätte und Museum.<sup>14</sup> Die schriftlichen Hinterlassenschaften seines Grossvaters vermachte Walther Wolfgang der Grossherzogin Sophie, die damit das Goethe-Archiv (später Goethe- und Schiller-Archiv) begründete und hierfür eigens ein repräsentatives Gebäude in Sichtweite der herzoglichen Residenz errichten liess. Der Nachlass der Enkel selbst kam ihren Intestaterben Leo Graf Henckel von Donnersmarck und Dr. Felix Vulpius zu, welche ihn wiederum zu einem Teil dem Goethe-Nationalmuseum stifteten. Unter den Gegenständen dieser Donation befand sich das genannte Schreibzeug, das demnach seinen Weg wieder zurück ins Goethe-Haus gefunden hatte und heute als Ausstellungsstück auf dem dazugehörigen Schreibtisch in Goethes Arbeitszimmer steht.

## Das beschriftete Schreibzeug

Tatsächlich ist dieses Schreibzeug zwar das einzige seiner Art, doch im Laufe der Objektrecherche stellte sich heraus, dass es beinahe eine Gewohnheit von Wolfgang Maximilian war, diverse Objekte zu beschriften oder ihnen Notizzettel beizulegen. Vielleicht trug die Kolle-

<sup>12</sup> Wolfgang Maximilian von Goethe an Grossherzog Carl Alexander, 11.1.1832. In: KAHL/KALVELAGE (HG.), Goethe-Nationalmuseum, S. 293. Vgl. auch Wolfgang Maximilians Schreiben an Friedrich von Müller und seinen Bruder vom 11.1.1832. Ebd. S. 289–292.

<sup>13</sup> Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach an Wolfgang Maximilian von Goethe, 3.1.1843. In: KAHL/KALVELAGE (HG.), Goethe-Nationalmuseum, S. 284–286, hier S. 285f.

<sup>14</sup> Vgl. KAHL, PAUL: Die Erfindung des Dichterhauses: Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Eine Kulturgeschichte. Göttingen 2015.

tivierung des geistigen und materiellen Nachlasses seines Grossvaters dazu bei, dass Wolfgang Maximilian bemüht war, individuelle Spuren darin zu hinterlassen. Das schriftliche Auszeichnen von Gegenständen – stets mit Unterschrift – wirkt wie der Versuch, in Zeiten unsicherer Lebensplanung wenigstens einige Kindheitserinnerungen an den Grossvater in und mit den Objekten im Haus am Frauenplan zu verankern. Dabei markierte der Enkel sowohl Dinge aus seinem eigenen Besitz als auch aus Goethes Nachlass, die in den frühen Jahren des Goethe-Nationalmuseums bereits als «Andenken an Goethe» ausgestellt wurden. So gibt es einen Reisebecher Goethes, dessen Beischrift von Wolfgang Maximilians Hand lautet: «Trinkschale, welche der Grossvater auf Reisen brauchte. Wolfgang von Goethe». Unter den Exponaten war auch ein Spielzeugmodell der ersten Eisenbahn mit einem Notizzettel des Enkels: «Dieses Modell eines Dampfwagens erhielt der Apapa, zur Zeit als dieselben noch etwas Neues waren von einem Engländer, und schenkte es dann uns Enkeln. Wolfgang von Goethe». Wolfgang Maximilian schuf auf diese Weise eine regelrechte Sammlung an beschriebenen und beschrifteten Dingen, die mit Goethe in Verbindung standen. Es finden sich ausserdem Siegelack und Falzbein, die Goethe benutzte, eine Tasse, die ihm der Grossvater geschenkt hatte und aus der Wolfgang Maximilian beim gemeinsamen Frühstück trank (diese Erinnerung schrieb er direkt auf die Untertasse), und schliesslich eine Schachtel mit Dominosteinen mit dem Notat: «Wenn der Apapa des Abends Domino mit mir spielte, so gebrauchte er dieses Spiel. Wolfgang von Goethe».<sup>15</sup>

Der Tenor dieser Botschaften ähnelt sich in vielerlei Hinsicht, doch betrachtet man nun die Aufschrift des Schreibzeugs näher, lassen sich daran einige Besonderheiten ausmachen. Zunächst schien dem Enkel viel daran gelegen, die Information über Herkunft und Zeitpunkt des Geschenks so nachhaltig, auffallend und zweifelsfrei wie möglich festzuhalten – er nutzte das Objekt selbst als Schrifträger. Solch eine persönliche Beschriftung direkt auf dem Material stellt unter den sämtlichen überlieferten Souvenirs die Ausnahme dar und unterscheidet sich massgeblich von seriell hergestellten Andenken, die bereits vom Produzenten mit stereotypen Phrasen, Ortsnamen und ähnlichen Erinnerungshilfen versehen wurden. Ob es sich bei dem Schreibmaterial um Tinte oder Tusche handelt, ist ungeklärt, doch der Schreibgrund – lackiertes Eisenblech – ist eher unüblich und die glatte, abwischbare Oberfläche ist sicher nicht einfach zu beschreiben gewesen. Trotzdem ist das Schriftbild sehr gleichmässig, die Buchstaben sind sorgfältig

<sup>15</sup> SCHUETTE, MARIE (HG.): Das Goethe-National-Museum zu Weimar. Grosse Ausgabe des Führers. Leipzig 1910, S. 122, 125, 126.



ausgeführt. Da die Schreibsituation eine ungewöhnliche war, ist ein Schriftbildvergleich mit Vorbehalt zu betrachten, jedoch entsteht der Eindruck, es handle sich eher nicht um die Handschrift des elfjährigen Wolfgang Maximilians von 1831. Für eine spätere Datierung spricht auch der ausgeprägte memoriale und systematische (Sammlungs-) Charakter, der der ganzen Gruppe beschriebener Objekte eigen ist, zumal einzelne der Notate explizit retrospektiv formuliert sind. Auch ist das Sammeln von Objekten, die auf eine Vergangenheit verweisen «und so die Kontinuität der Person mit sich, ihrer Umwelt und Vorfahren» sichern, weniger eine Eigenart von Kindern und Jugendlichen, sondern entwickelt sich erst mit zunehmendem Alter.<sup>16</sup>

Doch ob bereits kurz nach Goethes Tod, im Laufe der Inventuren des Nachlasses oder zu einem noch späteren Zeitpunkt, mit der Notiz *auf* dem Objekt erinnert der Enkel jeden potenziellen Leser und jede Leserin daran, dass dieses Schreibset ihm von seinem Grossvater – die Koseform «Apapa» signalisiert das vertraute Verhältnis – geschenkt wurde. Statt eines Zettels (wie bei der Mehrheit der vorgängig genannten Objekte) oder brieflichen Hinweises ist es das beschriftete Schreibzeug selbst, das seine besondere Herkunft bezeugt und kraft seiner Autorität auch den Tisch als Gabe mit einschliessen kann. Dieser wird «in der Stube», das heisst im Arbeitszimmer Goethes verortet und bildet mit dem Schreibzeug ein sinnfälliges Ensemble.

Inhalt und Form dieser wenigen Worte erweitern den Bedeutungshorizont des einfachen Schreibzeugs um ein Vielfaches, sie *machen* wortwörtlich etwas mit ihrem Schrifträger, womit ihr performativer Charakter bereits angezeigt wird: Zum einen weist die Beschriftung dem Objekt demonstrativ eine konkrete Provenienz zu. Zum anderen manifestiert sie seinen Status als Geschenk und Eigentum im doppelten Wortsinn, indem sie ihn verkündet und damit zugleich fest schreibt. Dadurch erhält das Schreibzeug auch eine Art notarielle Funktion und greift auf ein weiteres Objekt, den Schreibtisch, über. Ausserdem wandelt das Notat die Gabe ganz unmittelbar und (zumindest für seine Zeitgenossen noch) sichtbar in ein Erinnerungsstück, das Wolfgang Maximilian als Enkel und Mitglied einer – berühmten – Familie ausweist. Mit der eigenhändigen Beschriftung eignet er sich das Schreibzeug noch einmal ausdrücklich an, individualisiert es<sup>17</sup> und stellt es zugleich in eine Reihe mit den anderen schriftlich ausgezeichneten Objekten, er generiert eine spezielle

<sup>16</sup> HABERMAS, TILMANN: *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Frankfurt a. M. 1999, S. 122.

<sup>17</sup> Vgl. Roland Barthes, der die (Unter-)Schrift als Zeichen des Eigentums und der Unterscheidung wertet. BARTHES, ROLAND: *Variations sur l'écriture*. Mainz 2006, S. 25.

Sammlung. Damit erhält das Weihnachtsgeschenk postum einen gerichteten Charakter, es fungiert nun als ein Beweisstück in einer ganzen Kette solcher Gegenstände, die Besitzstand, Familienzugehörigkeit und -historie bezeugen – nicht nur über ihre schiere materiale Präsenz, sondern als schriftlich fixierte Bürgen ihrer selbst.

Zunächst gilt die Aufmerksamkeit dem entschiedenen Auftakt des kurzen Textes auf der Rückseite des Schreibzeugs: «Geschenk des Apapa's / Weihnachten 1831». Die elliptische Rede verleiht der Aussage ihren apodiktischen Charakter, die mithin zum Imperativ wird und das Objekt als Geschenk konstituiert. Befreit vom Beiwerk unnötiger Satzteile wie Verb, Pronomen oder Präpositionen, wird die Behauptung in der ersten Zeile nur präzisiert mit der Nennung des Gebenden und in der zweiten durch eine Zeitangabe. Da das Geschenk zugleich inhaltlicher Gegenstand und materieller Textträger dieser schriftlichen Geste ist, erübrigt sich ein ausbuchstabierter deiktischer Verweis *à la* «dieses Schreibzeug ist ein Geschenk» oder noch knapper «dies ist ein Geschenk». Solch einen explizit verweisenden Charakter tragen hingegen die Zettel, die Wolfgang Maximilian der Eisenbahn, dem Dominospiel und der Trinkschale beilegte. Diese Objekte mussten näher bestimmt, auf sie musste vom Papier aus gezeigt werden, um die Verbindung von Schriftinhalt und Gegenstand herzustellen. Für das Schreibzeug konnte der vermittelnde Kontext dieser Art von Referenzzeichen entfallen, da Zeichen und Bezeichnetes unmittelbar aufeinandertreffen. Als *Schriftträger* kann das Schreibzeug diesen konstituierenden Akt permanent und an jedem Ort aktualisieren.<sup>18</sup>

Das materielle «Ineinsfallen» der Schriftzeichen mit ihrem Bezeichneten und der dabei entstehende postulierende Gestus werden umso deutlicher, wenn sich der zweite Teil des Notats dem dazugehörigen Geschenk zuwendet: «Mit dem Schreibtisch, welcher / noch in seiner Stube unter dem / Fenster steht». Hier wird die Beschriftung des Enkels plötzlich detailreich und kommt einer «Beschreibung» schon recht nahe, zumal sie gleich drei der insgesamt nur sechs Zeilen umfassenden Aufschrift (inklusive Unterschrift) beansprucht. Geschuldet ist dies der lokalen Entfernung von Schreibzeug und Tisch, der daher einer Spezifizierung bedarf, um Verwechslungen auszuschließen und den Besitzanspruch so sicher wie möglich auszudrücken. In Goethes «Stube» standen diverse Tische und Pulte, doch die Bezeichnung «Tisch» und dessen Verortung «unter dem Fenster» schienen

<sup>18</sup> Vgl. zur wörtlichen Auseinandersetzung mit dem «Schriftträger»: LIEB, LUDGER; OTT, MICHAEL R.: Schrift-Träger. Mobile Inschriften in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters. In: KEHNEL, ANNETTE; PANAGIOTOPOULOS, DIAMANTIS (HG.): Schriftträger – Textträger. Zur materialen Präsenz des Geschriebenen in frühen Gesellschaften. Berlin, Boston, München 2015, S. 15–36.



dem Enkel hinreichend genaue Angaben, um das Möbelstück auch für Dritte identifizierbar zu machen.

Von diesen Beobachtungen ausgehend, erhalten Schreibhandlung und Schriftinhalt eine besondere Art von Gerichtetheit mithin einen performativen Charakter: Das Schreibset wird zu einer Art Urkunde und entwickelt damit «Wirkungen und Dynamiken [...] an der Schnittstelle mit seinen Rezipienten».<sup>19</sup> Der Akt der Geschenkübergabe wird zu einer schriftlich verdauerten Deklaration ebendieser. Das einmalige Ereignis wird mittels der Aufschrift perpetuiert und manifestiert sich *im* Objekt. Denn mit der Beschriftung hält der Enkel nicht nur den Vorgang fest, vielmehr wird das Schreibzeug selbst zur Urkunde mit den ihr eigenen performativen Eigenschaften, nämlich etwas zu bekunden und damit (rechtskräftig) zu konstituieren.<sup>20</sup>

Den wesentlichen Anteil an der Wirkungsmacht der Beschriftung trägt die Unterschrift Wolfgang Maximilians, die er ebenso bei den anderen Aufschriften und Objektzetteln sorgfältig ausgeführt hat. Unterschriften autorisieren und authentifizieren, sie gewähren die Gültigkeit eines Schriftstücks und bezeugen dessen Verfasser oder Initiator, mithin seinen Urheber, und schliesslich «[zitieren] Unterschriften einen bestimmten Körper (etwa dessen «Eigenhändigkeit»)».<sup>21</sup> So beweist die Unterschrift die Anwesenheit des/der abwesenden Schreibenden an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt. Die Eigenhändigkeit des Schreibakts garantiert die Singularität der Unterschrift, sie ist die konkrete körperlich-sinnliche Spur des/der Schreibenden. Mit seiner Unterschrift beglaubigt Wolfgang Maximilian von Goethe das Geschriebene ganz förmlich, er unterschreibt mit seinem Ruf- und seinem Nachnamen, als ob er die Autorität der Signatur unterstreichen und jegliche Zweifel am Geschriebenen und seinen Implikationen von vornherein ausschliessen müsse.

Denn auf der einen Seite spricht er vertraulich vom «Apapa», buchstabiert das «Johann Wolfgang von Goethe» nicht aus und signalisiert damit die enge familiäre Verbindung. Auf der anderen Seite signiert er selbst nicht mit seinem familiären Kosenamen «Wolf», womit eine Art symmetrisches Verhältnis zwischen Grossvater und Enkel

<sup>19</sup> HÄSNER, BERND; HUFNAGEL, HENNING S.; MASSEN, IRMGARD U.A.: Text und Performativität. In: HEMPFER, KLAUS W.; VOLBERS, JÖRG (HG.): Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme. Bielefeld 2011, S. 69–96, hier S. 84.

<sup>20</sup> Etymologisch geht der Begriff «Urkunde» auf das althochdeutsche Wort «urchundi» zurück, das mit «zu erkennen» bzw. «Erkenntnis» zu übersetzen wäre; eine Bedeutung, die in diesem Fall sowohl inhaltlich als auch formal, d. h. visuell zum Tragen kommt, denn erkennbar ist die Erkenntnis vermittelnde Schrift kaum noch.

<sup>21</sup> MACHO, THOMAS: Handschrift – Schriftbild. Anmerkungen zu einer Geschichte der Unterschrift. In: Paragrana 2005 (Beiheft 1), S. 111–120, hier S. 111f.

hergestellt wäre. Vielmehr sichert der Enkel sein Notat mit «Wolfgang von Goethe», welches auch der Name seines Grossvaters ist und stellt auf diese Weise sowohl ein repräsentatives als auch persönliches Verhältnis zum «Apapa» her. Seine Unterschrift verleiht dem unkonventionellen Besitzvermerk auf der Rückseite dieses unscheinbaren Gegenstandes erst das formelle Gepräge und mit der Autorität seines vollen Namens erhebt der Enkel dauerhaften Anspruch auf den Gegenstand. Und dies mit Nachdruck, denn seine Zeilen sind für jede Person, die das Schreibset näher betrachten würde – gewissermassen öffentlich –, lesbar.

Die Beschriftung scheint somit in erster Linie für Dritte gedacht zu sein, Verwandte, Nachlassverwalter, Sekretäre, Besucherinnen und Besucher des Hauses. Sie ist mehr als eine nur persönliche Erinnerungsstütze, denn eine solche hätte der Unterschrift Wolfgang Maximilians nicht bedurft, dafür wäre eine kleine private Liste mit Notizen ausreichend gewesen. Es wäre sogar praktischer, bequemer und sicherer gewesen, eine Inventurliste derjenigen Dinge anzulegen, die ihm besonders am Herzen lagen. Eine gut sichtbare Aufschrift hingegen hat auch Auswirkungen auf die äussere Erscheinung des Objekts. Sie transformiert es sichtbar von einem Gegenstand, der in vielfältige Handlungen eingebunden war, zum exponierten, selektierten Objekt, das in einen neuen Zusammenhang gestellt wurde: In diesem Fall in den Kontext einer Sammlung bestimmter Erinnerungsstücke. Wolfgang Maximilian erzählt daher die Geschichte dieser speziellen Gegenstände anderen Personen, nicht etwa sich selbst.

Unabhängig davon, ob manche dieser beschriebenen Objekte den Enkel bei den Umzügen begleiteten oder im Haus am Frauenplan verblieben, bilden sie kleine, persönliche Fixpunkte im beinahe unüberschaubaren Goethe-Nachlass. Wolfgang Maximilian schreibt sich nicht nur in die Objektbiografie des Geschenks ein, er schafft einen kleinen Beitrag zur Sicherung seiner eigenen Biografie innerhalb der bekannten Familie, trägt sich sozusagen ins Stammbuch ein und stiftet ein Andenken an seine Person.<sup>22</sup> Auch für dieses unscheinbare Schreibzeug gilt: «Materielle Güter sind in symbolische Bedeutungen eingebunden. Das Spiel des gegenseitigen Nehmens und Gebens ist immer auch das einer Verwandlung materieller in symbolische Güter. Objekte sind somit nicht allein von ihrem Gebrauchswert bestimmt, sondern an sie knüpfen sich Begriffe wie etwa Ehre, Prestige oder der persönliche Ruf des Gebenden und des Empfangenden.»<sup>23</sup>

<sup>22</sup> Vgl. HABERMAS, *Geliebte Objekte*, S. 291f.

<sup>23</sup> SIEMER, STEFAN: *Geselligkeit und Methode. Naturgeschichtliche Sammlungen im 18. Jahrhundert*. Mainz 2004, S. 111.



Schliesslich sei erwähnt, dass Wolfgang Maximilians Bemühungen um die Sicherung beider Geschenke als sein Eigentum nur teilweise erfolgreich waren: Während das Schreibset im Bestand der Klassik Stiftung Weimar als ein Nachlassstück aus dem Besitz der Enkel katalogisiert wurde, ist der Schreibtisch offenbar nicht notariell oder in irgendeiner Weise offiziell in den Besitz Wolfgang Maximilians übergegangen. Zum einen weist das Datenblatt der Museumsdatenbank den Tisch mit einer GMo-Inventarnummer aus, die für «Goethe-Möbel» steht, und zum anderen fehlt ihm die Zuordnung zur Stiftung Henckel von Donnersmarck und Vulpius, also der Nachweis für seine Provenienz aus dem Nachlass der Enkel. Das Schreibzeug wiederum hat zwar eine GKg-Inventarnummer, die es als «Goethe-Kunstgewerbe» auszeichnet und entsprechend dem Goethe-Bestand zuteilt, jedoch weist das Datenblatt zusätzlich eine alte Inventarnummer der Stiftung Henckel von Donnersmarck und Vulpius aus, die es dem Nachlass der Enkel zuordnet.

### **Bildliche Inspiration**

Goethes Enkel wurden im Haus des Grossvaters von Privatlehrern unterrichtet und genossen eine umfassende musische Ausbildung – die «Lehrmaterialien» waren schliesslich vor Ort reichlich vorhanden.<sup>24</sup> Theaterbesuche und eigenes Spiel gehörten ganz selbstverständlich zu den Aktivitäten der Kinder, beides war nicht einfach als Unterhaltung gedacht, sondern stets auch Gegenstand der Reflexion. Während Walther dabei eher eine Vorliebe und ein Talent für die Musik entwickelte, neigte Maximilian dem Poetischen zu und begann schon früh, eigene kleinere Texte zu verfassen.<sup>25</sup> Gerade im Jahr 1831 häufen sich in Goethes Tagebucheinträgen die Hinweise auf Wolfgang Maximilians lesende, schreibende und vortragende Tätigkeit in Sachen Theater. So schreibt Goethe am 19. März: «Wölfchen mundirte fleissig seine Comödien».<sup>26</sup> Aus einem Stück mit dem Namen «Vampyr» kam der noch Zehnjährige «ohne die mindeste Gemüthsbewegung mit ganz freyem Urtheil» zurück und «setzte bey'm Frühstück die Relation des Stückes uns seiner Ansichten fort».<sup>27</sup>

Es scheint daher nur folgerichtig, wenn der Grossvater die Ambitionen des Enkels auch in praktischer Hinsicht unterstützte: mit einem

<sup>24</sup> Wolfgang Maximilian besuchte dann jedoch von 1835–1839 das Gymnasium.

<sup>25</sup> Vgl. die Artikel zu den beiden Enkeln in: WITTE, BERND; BUCK, THEO; DAHNKE, HANS-DIETRICH U.A. (HG.): Goethe-Handbuch in vier Bänden. Stuttgart, Weimar 1996–2001, Bd. 4.1: Personen, Sachen, Begriffe Weimar, S. 407–411.

<sup>26</sup> Goethes Tagebuch, 19.3.1831. In: WA III, 13, S. 48.

<sup>27</sup> Goethes Tagebuch, 23. u. 24.4.1831. In: WA III, 13, S. 67.

Schreibzeug und eigenem Schreibtisch. Letzterer wurde laut Goethes Rechnungen von einem Weimarer Tischler gefertigt und am 7. Januar 1832 bezahlt. Da alle drei Enkel ihrem Grossvater im Arbeitszimmer ab und an Gesellschaft leisteten, ist es nicht unwahrscheinlich, dass der Schreibtisch allen gemeinsam zugedacht war, besitzt er doch auch genau drei Schubladen. Das Motiv der Tellskapelle auf dem Schreibzeug scheint hingegen ganz auf das Interesse von Wolfgang Maximilian für das dramatische Fach abgestimmt zu sein. Noch im November desselben Jahres hielt Goethe in seinem Tagebuch fest: «Wölfchen arbeitete an seinen Theaterrecensionen.»<sup>28</sup> In welcher Weise Goethe seinen Enkel mit dieser Weihnachtsgabe konkret inspirieren wollte, kann nur vermutet werden. Weder Tagebucheintragungen noch briefliche Erwähnungen geben direkten Aufschluss über seine Intention sowie die Umstände des Erwerbs. Einige seiner Bemerkungen zu Wolfgang Maximilians Begeisterung fürs Theater lassen jedoch erahnen, wie Bildmotiv und Schreibzeug zusammenhängen könnten. Gut zwei Wochen vor der weihnachtlichen Bescherung, am 7. Dezember 1831, notierte Goethe:

*Nach Tische Wölfchen. Dessen Theaterleidenschaft scherzhaft beschwichtigt. Besieht man es genau, so findet sich, dass das Theater das einzige eigentlich Lebendige im bürgerlichen Leben ist, welches dadurch, dass es jeden Abend in sich selbst abschliesst und am nächsten sich wie ein Phönix erneut, lebhaft wirkt und seine Wirkung gleich selbst wieder aufhebt, durch eine unübersehbare Mannichfaltigkeit den Geist beschäftigt und bey Anlasse zum Denken in den Zuschauern das Urtheil aufruft, reinigt und schärft. Wölfchens Recensionen sind deshalb sehr merkwürdig, weil er dieselben nicht anders als beurtheilend aufnimmt, anstatt dass Walther sich nach der Absicht des Dichters und Spielers zu leidenschaftlichem Antheil hinreissen lässt.*<sup>29</sup>

Einen Tag später sieht sich Goethe durch diese Betrachtungen über seinen Enkel und das Theaterwesen veranlasst, Schriften des von ihm geschätzten Schauspielers August Wilhelm Iffland (1759–1814) zu lesen. Das wiederum verleitet ihn, über Friedrich Schillers Analyse der bürgerlichen Gesellschaft nachzudenken.<sup>30</sup> Noch ein Vierteljahrhundert nach dessen Tod 1805 war der Freund und publizistische Mitstreiter in Goethes Gedankenwelt präsent.

<sup>28</sup> Goethes Tagebuch, 19.11.1831. In: WA III, 13, S. 174.

<sup>29</sup> Goethes Tagebuch, 7.12.1831. In: WA III, 13, S. 185f. Vgl. zu Wolfgang Maximilians enger Beziehung zu seinem Grossvater sowie seiner Theaterleidenschaft auch Freitag, Egon (2002): Illustrierende Bildnisse. Kat.-Art. 19. In: SCHRÖDER, Pegasus, S. 149f.

<sup>30</sup> Vgl. Goethes Tagebuch, 8.12.1831. In: WA III, 13, S. 186.



Vielleicht machte Goethe die Aussicht Freude, den Enkel an dessen neuem Schreibtisch im Arbeitszimmer ein Schreibzeug benutzen zu sehen, das so sinnfällig an die literarische Grösse und die gesellschaftspolitischen Überlegungen des Schriftstellerkollegen erinnerte. Das Werk eines der bekanntesten Dramatiker der Zeit bildlich vor Augen, wurde Wolfgang Maximilian vielleicht ermuntert, mit dem neuen Schreibwerk weitere «Recensionen» zu Papier zu bringen und seine literarische Ausbildung um diese reflektierende Perspektive zu erweitern. Dass der Junge an dem hübsch verzierten, gelben Utensil seine Freude hatte, darf angenommen werden: So geschäftig wie der «A-pa-pa» konnte er damit am eigenen Schreibtisch sitzend seiner schriftstellerischen Leidenschaft nachgehen. Ein Tagebucheintrag Goethes vermerkt am 25. Dezember 1831 lediglich: «Früh die Kinder, zufrieden mit ihren Weihnachtsgeschenken.»<sup>31</sup>

Es scheint nahezuliegen, dass Goethes Wahl nicht zufällig genau auf dieses Schreibzeug fiel, zu eng sind seine eigenen Verbindungen mit der Schweiz, dem Tell-Stoff und Schillers dramatischer Ausarbeitung der Schweizer Legende. Goethes erste Reise in die Schweiz fand im Sommer 1775 statt, wo er zunächst Johann Kaspar Lavater in Zürich besuchte, an dessen *Physiognomischen Fragmenten* er später mitarbeitete. Im Anschluss unternimmt er Wanderungen unter anderem zur Rigi Kulm<sup>32</sup> und bestieg den Gotthard, eines seiner eindrücklichsten Erlebnisse. Zu seinem Reiseprogramm gehörte jedoch auch der Besuch jener legendären Stätten, die mit der Tell-Geschichte in Verbindung stehen. In der zu dieser Zeit für ihn üblichen stakkatohaften Art notierte er am 19. Juni in sein Tagebuch: «früh ¼ 7 aufwärts dann hinab an den vier Waldstätter See. Auf dem See von Izenach nach Gersau zu Mittag im Wirthsh. am See. gegen zwey dem Grüdli über wo die 3 Tellen schwuren drauf an der Tellen Platte wo Tell aussprung. drauf 3 Uhr in Flüely wo er eingeschifft ward. 4 Uhr in Aldorf wo er den Apfel abschoss».<sup>33</sup>

<sup>31</sup> Goethes Tagebuch, 25.12.1831. In: WA III, 13, S. 194. Am 7.1.1832 zahlte Goethe dem Tischler Adam Hager aus Weimar fünf Reichstaler für einen Schreibtisch mit drei Schubkästen. Ich danke Bettina Werche vom Goethe-Nationalmuseum für diesen Hinweis. Der Tisch ist unter der Inv.-Nr. GMo/00098 in der Museumsdatenbank der Klassik Stiftung Weimar verzeichnet.

<sup>32</sup> Es ist umstritten, ob Goethe tatsächlich in Begleitung von Jakob Ludwig Passavant bis zum Gipfel gelangte und damit einer der ersten Nichtschweizer wäre, der die ganze Höhe erklommen hätte. Vgl. GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Hg. v. APFEL, FRIEDMAR; BIRIUS, HENDRIK; BOHNENKAMP-RENKEN, ANNE U. A. Frankfurt a. M. 1985–2013, Abt. II, Bd. 1, S. 966 [Kommentar]. [Frankfurter Ausgabe, im Folgenden mit FA, Abteilung, Bandnr. u. Seitenzahl angegeben].

<sup>33</sup> FA II, 1, S. 458f.

Unter dem Eindruck dieser Erfahrungen nimmt Goethes Beschäftigung mit dem Gründungsmythos während seiner dritten Schweizreise im Herbst 1797 konkretere Gestalt an. Noch während seines Aufenthalts konsultiert er das *Chronicon Helveticum* von Aegidius Tschudi «wegen der Tellischen Geschichte» und berät sich mit seinem Reisegefährten und Kunstberater Johann Heinrich Meyer (1760–1832) «über die Behandlung derselben».<sup>34</sup> Aus der kurzen Notiz «Zeichnung Tells mit dem Knaben» lässt sich auf Goethes eigene künstlerische Auseinandersetzung mit dieser Szene schliessen, die ebenso Teil einer allegorischen Darstellung der Schweizer Geschichte in Tschudis Chronik ist.<sup>35</sup> In einem Brief an Schiller spricht Goethe die Idee zur Ausarbeitung des Stoffes an und weist auf seine neuerlichen Besuche der entsprechenden Örtlichkeiten hin:

*Was werden Sie nun aber sagen wenn ich Ihnen vertraue dass, zwischen allen diesen prosaischen Stoffen, sich auch ein poetischer hervorgetan hat, der mir viel Zutrauen einflösst. Ich bin fast überzeugt, dass die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten dass das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangt, an statt dass man sonst um etwas zu leisten die Geschichte zur Fabel machen muss. [...] Das beschränkte höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebrauche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe.<sup>36</sup>*

Goethe war demnach vertraut mit den Aus- und Ansichten, die der Vierwaldstättersee bot, hatte zur Tellskapelle übergesetzt, die «Hohle Gasse» besucht und kannte die an den See grenzenden Kantone aus eigenen Wanderungen. Nicht zuletzt eignete er sich die Landschaft durch Zeichnungen und Studien an und schulte sein künstlerisches Schaffen an den eindrucklichen Bergkulissen, Tälern und Schluchten.<sup>37</sup>

Zurück in Weimar gerät das Vorhaben einer epischen Behandlung des Stoffes in den Hintergrund, auch wenn das Interesse nicht völlig erlischt und er sich darüber mit Schiller austauscht. Noch im Jahr 1799 leiht Goethe Tschudis *Chronicon Helveticum* aus der Herzoglichen Bib-

<sup>34</sup> Goethes Tagebuch, 9.10.1797. In: FA II, 4, S. 435.

<sup>35</sup> Goethes Tagebuch, 10.10.1797. In: FA II, 4, S. 435. Die Zeichnung hat sich nicht erhalten.

<sup>36</sup> Goethe an Schiller, 14./17.10.1797. In: FA II, 4, S. 439.

<sup>37</sup> Vgl. MILDENBERGER, HERMANN: Goethe als Zeichner. In: OSTERKAMP, ERNST; BEYER, ANDREAS (Hg.): Goethe-Handbuch Supplemente. Band 3: Kunst. Stuttgart, Weimar 2011, S. 28–45, insbes. S. 32–35.



liothek in Weimar aus, vertieft sich also abermals in die Schweizer Geschichte, ohne jedoch das Thema wieder aufzunehmen, es wird eine Zeit lang ruhig um den Tell. Dafür kommen Anfang 1801 Gerüchte auf, dass sich Friedrich Schiller des Nationalmythos annehmen möchte.<sup>38</sup> Der Schriftsteller kokettiert noch einige Zeit mit den Fragen und Kommentaren, die ihn daraufhin erreichen, um schliesslich ernsthaft über eine Bearbeitung nachzudenken. Im Dezember 1801 entleiht er aus der Herzoglichen Bibliothek Johannes von Müllers *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* und im März des folgenden Jahres das *Chronicon Helveticum*. An seinen Verleger Cotta schreibt er am 16. März 1802:

*Können Sie eine genaue SpecialCharte von dem Waldstätensee und den umliegenden Cantons mir verschaffen, so haben Sie die Güte sie mit zu bringen. Ich habe so oft das falsche Gerücht hören müssen, als ob ich einen Wilhelm Tell bearbeitete, dass ich endlich auf diesen Gegenstand aufmerksam worden bin, und das Chronicon Helveticum von Tschudi studierte. Diß hat mich so sehr angezogen, dass ich nun in allem Ernst einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke, und das soll ein Schauspiel werden, womit wir Ehre einlegen wollen.*<sup>39</sup>

Anders als Goethe schwebte Schiller eine dramatische Fassung vor und er korrespondierte darüber unter anderem mit Iffland, um bereits die Umsetzung auf der Bühne zu planen. Um 1800 waren die Schlüsselereignisse in der Tell-Geschichte schon ikonografisch gefestigt, weshalb Schillers Bitte um einen besonderen Auftritt Gesslers nicht so abwegig scheint: «Auch muss ich bitten, dass ich Gesslern einmal zu Pferd auf die Bühne bringen kann. Er ist auf allen Kupfern, wo der Schuss nach dem Apfel dargestellt ist, zu Pferde sitzend abgebildet».<sup>40</sup>

Apfelschuss, Rütlichswur und Gesslers Tod sind Höhepunkte der Geschichte und ihr jeweiliges Grundmotiv wurde in zahlreichen mehr oder weniger ausgeprägten Variationen dargestellt, während der Vierwaldstättersee und seine Umgegend zur «Denkmal- und Erinnerungslandschaft» wurden.<sup>41</sup> Tells Sprung an das rettende Ufer des Urnersees mag dabei vielleicht nicht das am häufigsten zitierte Bild sein. Doch die Tellskapelle, der Gedenk- und Wallfahrtsort, wurde nicht nur ein

<sup>38</sup> Vgl. Schillers Werke. Nationalausgabe. Hg. v. OELLERS, NORBERT; SEIDEL, SIEGRFRIED. Stuttgart, Weimar 1943ff., Bd. 10, S. 367. [Im Folgenden mit NA, Bandnr. u. Seitenzahl angegeben].

<sup>39</sup> NA 10, S. 368.

<sup>40</sup> NA 10, S. 370f.

<sup>41</sup> Vgl. hierzu ausführlich PIATTI, BARBARA: Der Vierwaldstättersee – eine literarische Landschaft von europäischem Rang. In: Historisches Neujahrsblatt /Historischer Verein Uri 95 (2004), S. 79–92.



Abb. 3: Detailaufnahme des Schreibzeugs mit Darstellung der «Tellen-Platte», aus dem Besitz von Wolfgang Maximilian von Goethe (© Klassik Stiftung Weimar, Museen GKg/01179, Foto: Alexander Burzik).



zunehmend gut besuchtes Ausflugsziel, sondern entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem beliebten Motiv für Grafiken, im Kunsthandwerk und späterhin auf Postkarten. Gerade das Biedermeier bevorzugte die idyllische Szene der baumgesäumten Andachtsstätte vor malerischer Bergkulisse und weniger Tells dramatische Flucht von einem schwankenden Boot auf einem wellengepeitschten See.

Die grundlegende Bildanordnung der Telskapelle wird nur leicht variiert. Stets findet sich links die Kapelle, eingebettet in den Felsen, umrahmt von Bäumen, im Vorder- und Mittelgrund der (meist) ruhige See, im Hintergrund das Bergmassiv. Darüber hinaus ist es dem Künstler überlassen, ob und wie viele Boote er zur Belebung der Szene einsetzt und wie er die Details der Kapellenarchitektur ausgestaltet. So bewahrt etwa das Tellmuseum Bürglen eine kolorierte Aquatinta von Gabriel Lory «fils» (1784–1846) nach einer Vorlage von Johann Hürlimann (1793–1850), die einen saphirblauen Urnersee zeigt, auf dem sich die Boote spiegeln.<sup>42</sup> Geschmückt mit dem Urner Wappen haben sie zahlreiche Besucher und Besucherinnen zur Telskapelle übergesetzt, die beinahe die Dimension einer Kirche aufweist. Sie wird von wuchernden Bäumen umstanden und scheint der Ort für einen festlichen Anlass zu sein. Demgegenüber wirkt die Ansicht auf dem Schreibzeug wie eine andächtige Naturstudie.

<sup>42</sup> Ich danke Romed Aschwanden für seine freundliche Unterstützung und die wichtigen Hinweise auf das Kapellenmotiv in der Sammlung des Tellmuseums Bürglen.



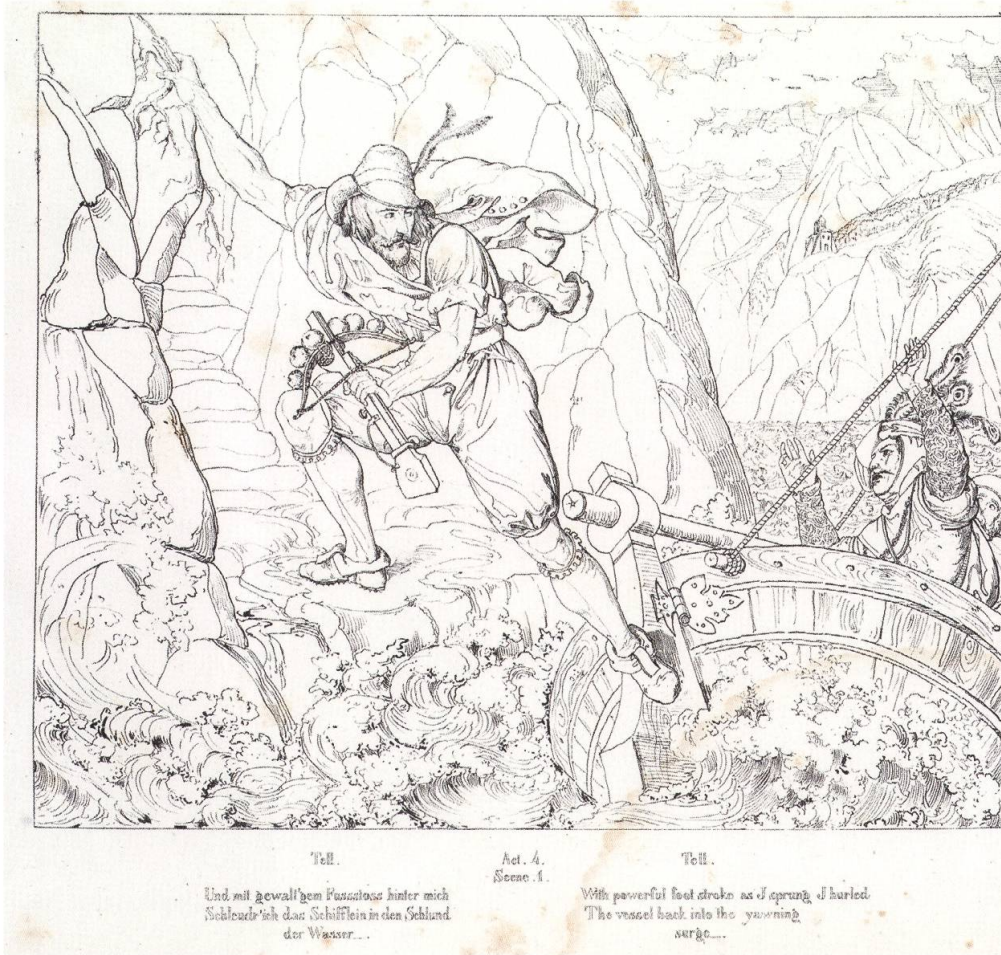


Abb. 4: Tells Sprung auf die Tellen-Platte aus: «Umrisse zu Schiller's Wilhelm Tell. Erfunden und auf Stein gezeichnet von D. Carl Oesterley.» Göttingen, Berlin 1831 (© Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Sign. N gr 2247, Foto: Klassik Stiftung Weimar).

Doch so sehr sich die jeweiligen Ausformulierungen in den Details unterscheiden mögen, wichtig für den ikonografischen Charakter ist, dass die Betrachtenden das Motiv auf den ersten Blick identifizieren können. Aus diesem Grund ähneln sich die Darstellungen stark, und ohne weitreichende kunsthistorische Recherchen ist es schwierig, die Vorlage für die Lackmalerei auf dem Schreibzeug zu eruieren. Zunächst einmal scheint es nicht unwahrscheinlich, dass Goethe das Geschenk in einer Weimarer Metallwarenfabrik kaufte, in der er nachweislich bereits ein Jahr zuvor Schreibzeug, Feder und Federmesser erstanden hatte.<sup>43</sup> In Weimar selbst wurden keine Lackmalereien gefertigt, weshalb die Fabrik als Zwischenhändler gedient haben könnte, und zwar für Produkte der Braunschweiger Lackkunst.

In Braunschweig entwickelte sich die Herstellung von hochwertigen Lackwaren seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem florierenden Geschäft, das im deutschsprachigen Raum beinahe konkurrenzlos war.<sup>44</sup> Insbesondere die Lackwarenfabrik Stobwasser und

<sup>43</sup> Vgl. Goethes Rechnungen, 9.12.1830, Goethe- und Schiller-Archiv, Bestand 34/Johann Wolfgang von Goethe/Rechnungen.

<sup>44</sup> Vgl. CHRISTIANI, FRANZ JOSEF; BAUMANN-WILKE, SABINE: Führer durch die Schausammlung Braunschweiger Lackkunst. Braunschweig 1993.



ihr aufkommender Konkurrent Wilhelm Stockmann & Co. waren führend auf dem Gebiet der lackierten und bemalten Möbel, Gebrauchs- und Galanteriewaren. Stockmann bot in seiner Produktpalette auch Kinderschreibzeuge an, bei Stobwasser ist das Motiv der Tellskapelle nachgewiesen: «Gefördert wurde eine objektive Wiedergabe, die in der Schilderung geologischer Formationen gleichzeitig zum Erlebnis wird [...]. Vermehrt wurden nun wichtige Einzelgebäude dargestellt. Vorerst aber noch eingebettet in ihre jeweilige Landschaft und aus einer gewissen Distanz gesehen wie [...] die Tellskapelle am Vierwaldstätter See».<sup>45</sup> Von der Nachfolgefirma Stobwassers, Meyer & Wried, lässt sich zumindest eine Tabaksdose nach 1839 finden, deren Deckel in farbiger Öl-Lackmalerei die Tellskapelle ziert. Die Szene ist allerdings weit belebter als auf Wolfgang Maximilians Schreibzeug: Zwei Boote bringen Ausflügler zur Kapelle, in der bereits zwei Paare stehen und den Blick auf den See genießen.<sup>46</sup> Auch wenn das Schreibzeug (noch) nicht eindeutig einer der Braunschweiger Manufakturen zugeordnet werden kann, sprechen die Indizien doch dafür, dass es sich um eines ihrer Produkte handelt. Es wird jedoch eines der günstigeren Angebote gewesen sein, da die Abbildung im Gegensatz zu den aufwendigen farbigen Miniaturmalereien nur der Transferdruck eines Stiches zu sein scheint – als Geschenk für einen Elfjährigen jedoch angemessen.

Im Online-Handel wurde 2018 ein Aquarell angeboten, das diesem Druck bis ins Detail ähnelt und meines Erachtens als Vorlage angesehen werden könnte. Als «kleine Landschaftsskizze eines anonymen reisenden Künstlers» datierte der Verkäufer die Grafik auf das 19. Jahrhundert; das sind leider sehr ungenaue und ohne Zugriff auf das Original nicht zu verifizierende Angaben. Weitere Recherchen sind demnach nötig, um das Motiv und seine Provenienz enger einzukreisen.

Goethes kunsthistorische Aufmerksamkeit verbunden mit seinem nicht nachlassenden Interesse für die Schweiz ist bis zuletzt wach geblieben. Im Jahr 1826 lieh er sich aus der Herzoglichen Bibliothek die *Voyage pittoresque au lac des Waldstettes ou des 4 canton* aus, gezeichnet von Johann Jakob Wetzel (1781–1834) und gestochen von Franz Hegi (1774–1850), beides bekannte Schweizer Künstler. Und noch im Oktober 1830 entlieh er das *Malerische Relief des klassischen Bodens der Schweiz: nach der Natur gezeichnet und radiert. In Aquatinta vollendet von Franz Hegi und [Johann] [Jakob] Sperli* – interessanterweise gibt es kein Rückgabedatum für das Werk.

<sup>45</sup> CHRISTIANI/BAUMANN-WILKE, Lackkunst, S. 52f.

<sup>46</sup> [http://www.werkverzeichnis-stobwasser.de/index.php?id=13&tx\\_gdsrbs\\_pi1%5BManufaktur%5D=MEYER%20%26%20WRIED](http://www.werkverzeichnis-stobwasser.de/index.php?id=13&tx_gdsrbs_pi1%5BManufaktur%5D=MEYER%20%26%20WRIED) (Abruf: 25.2.2019).



Der Grossvater schenkte seinem Enkel ein Schreibzeug, das ihn selbst auf vielfältige Weise an Vergangenes erinnerte und zugleich in der Gegenwart beschäftigte: von der ersten Schweizreise in seiner «Sturm-und-Drang-Zeit» über seine intensive literarische Auseinandersetzung mit Friedrich Schiller und dessen Drama bis hin zur Theaterbegeisterung von Wolfgang Maximilian zwei Generationen später. Der Enkel wiederum widmete das Objekt mit dem Erinnerungs- und Gedenkmotiv der Telskapelle um in ein persönliches Andenken an seinen «Apapa». Auf diese Weise häufte das Schreibzeug Erinnerungen auf Erinnerungen an, die es bei genauer Betrachtung bis heute erzählen kann.